

# etc.

Wer, wenn nicht sie/Sie/sie?



# Blinde Seher

Vom Wesen des Fernsehens und dem Unbehagen der Kulturschaffenden an der angeblichen »Kunstverabschiedung des ORF« – ein Kommentar der anderen von **Karl Weidinger**

Television bedeutet in die Ferne zu schauen. Doch was gibts schon in der geflügelten Sprichwortferne zu erspähen? Kaum was anderes als in der Nähe. Kein griechisches Drama von Sophokles, eher Bauernsalat mit Oliven aus dem »SokratEss« (falls es ein Lokal solchen Namens gibt). Keine italienische Reise von Goethe, nur eine blutige Soap-Opera übelster Mafiaclan-Gotha. Keine französische Novelle Cuisine à la Bocuse – eher »zärtliche Cousinen« nach biederem Brust-oder-Lende-Rezept à la Schulmädchenart aus der Küche eines kochenden Kitschonkels namens Hamilton. Und das ist nicht erst heute oder seit Elizabeth T. Spiras »Alltagsgeschichten«-Doku über die Großfeldsiedlung so.

Zur Zeit unserer Eltern und Großeltern haben die Jäger noch gejagt, die Sammler noch gesammelt, die Köche noch gekocht und noch alle mit- oder gegeneinander regelmäßig Krieg geführt. Deswegen war der Konflikt – laut Heraklid der Vater aller Dinge – noch näher/alltäglicher/tauglicher. Das soll kein Herbeisehnen schlechter Zeiten sein. Denn die kommen laut »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« ohnehin schneller, als uns lieb ist, und irgendein Krieg ist immer irgendwo im Bush ...

Zur Friedenszeit gehört die wachsende Freizeit dazu. Seit es den ebenfalls mitwachsenden Freizeitstress gibt, geht manches drunter und drüber – und auch ab. Das Freizeitangebot muss sowohl Event wie auch Avantgarde sein. Avantgarde – ein friedlich-harmloses Wort aus der Kriegsführung – heißt »die Spitze« oder »die Vorhut«. Neuerdings

gibt es sogar schon eine »Eventgarde« – und fast alle sind der Meinung, das sei erst die Vorhut und sowieso »Spitze!«.

## Was hat die Kunst ...

Der Verwertungsdruck im Verwurstungskessel der Banalitäten steigt unaufhörlich. Immer neue Provokationen müssen her. Ist, was früher Aktionismus war, heute das Kabelfernsehen als solches? Denn in den Museen spielt ja auch Jeff Koons mit Cicciolina wie schon ähnlich zuvor aus der Ferne gesehen in der Late-Night-Erotikleiste. Auf den öffentlichen Räumen tummeln sich Behübscher. Jugendwahn statt Jugendstil. Und der Tag ist nicht mehr fern, an dem die Siegertypen einer Casting-oder Taxishow ein gutes öffentliches Stück »Kunstwerk« schaffen.

Dabei ist das Fernsehen als solches sich immer selbst treu und nur das geblieben, was es immer schon war: Unterhaltung pur – die Affirmation des Massengeschmacks. Heute müssen Promis für alles einstehen – und tun es auch. Mit anderen Worten: permanent präsent sein – also angesehen! Der Kolumnist Max Goldt ersann in seinem jüngsten Ironiewerk eine metaphorische »Kommentarwischmaschine«, wonach Promis immer einen Zettel neben dem Telefon liegen hätten – falls ein Medium plötzlich nach einem jähen Statement dürstete.

Doch ganz so heiß wird die Luft nicht gegessen. Nicht jeder Dung geht auch auf Sendung. Und nicht alles, was in den Kanälen fließt, ist Abschaum – und schon gar nicht Kultur. Denn der bessere Staatskünstler ist sowieso der Bauer, der

staatlich subventioniert mit Förderquote über 40 Prozent – von der Allgemeinheit unbeanstandet – gar garstige Fäkalien über die heimatliche Scholle verteilt und somit unser aller Nährboden besudelt.

Ist das schon die Strategie oder nur Taktik? Info ist die verkürzte Wiedergabe einer Information. Verknüpft, aerodynamisiert, aufbereitet wie radioaktiver Müll und im Fernsehen zur Ausstrahlung angereichert. Doch es wäre vermessen, (wie der angesehene Literat Josef Haslinger) einen Kulturauftrag ins Fernsehen als solches hineinzupretieren oder gar einzufordern. Früher hat ja auch niemand verlangt, auf Jahrmärkten etwa Opern zu inszenieren oder in der Arena der römischen Hochkultur statt primitiver Gladiatorenkämpfe hoch philosophische Diskurse abzuhalten.

#### **... im TV verloren?**

Unterhaltung und Entertainment haben selten mit Kunst und Kultur zu tun. Wer das fordert, hat etwas missverstanden (wie die basisdemokratischen Ströme in der katholischen Kirche – denn Kirche als solches kann wie TV nur dogmatisch/hierarchisch funktionieren!). Und dafür muss man das Fernsehen als solches loben, weil es die eigene Latte wie die eigenen Motive niedrig hält. Erst das schafft den Freiraum Kunst auf der Spielwiese der Kultur, auch wenn das Betätigungsfeld abseitig liegen muss. TV hat das Buch nicht verdrängt – ganz im Gegenteil. Das Fernsehen als solches macht täg-/stünd-/minütlich gute Werbung fürs Lesen. Überlegende Benutzer wie überlegene Book-

User wissen auch so, wo es entlang der Zeile geht – da kann das Fernsehen als solches sich selber noch so viel feiern. Der Ausdruck des Marktschreiens gehört dazu. Denn Fernsehen ist Jahrmarkt, hat die Bassena zum Tratschen abgelöst und vollwertig ersetzt.

Der Jahrmarkt der Eitelkeiten ist der Platz der Gaukler. Wie auch dereinst beim »starken August, dem stärksten Mann der Welt« darf man sich unerschrocken in den (Talk-) Ring wagen. Weil dieser Vorgang einer Mehrheit weitaus kompatibler ist, als bei »Carmen« mitzusingen oder in den »Ring der Nibelungen« einzusteigen. Und Fernsehen als solches sieht sich als das Mitmachen bei einer Hetz, versteht sich als das Darüberreden im Wirtshaus und kann manchmal auch als Nischenprodukt der Poetry-Slam im Eventzelt sein.

Dennoch ist das Mitgrölen am Richtplatz mehr angesagt, denn TV muss immer der letzte Schrei am Stehplatz beim Unterklasse-Fußball bleiben. Aus diesen »Gebärmuttern« hat sich das Fernsehen als solches Kind geboren. Und wird sich auch weiterhin so gebärden. Auf schlimmer und ewig!

DER STANDARD, Printausgabe vom 10.3.2003

# I loof dies fins!\*

Bjørn-Erik Sass

<http://www.zeit.de/2003/12/Finnland>

Lappen reden nicht viel. Sie nehmen Wörter behutsam in den Mund, um ihnen nicht wehzutun. Erst recht im Norden, wo überall Bäume wachsen und die Parkplätze riesig sind.

In Finnland wachsen keine Melonen. Aber auch Finnen haben manchmal Hunger, und deshalb bleibt ihnen gar nichts anderes übrig, als Fisch zu essen. Leider frieren in Finnland im Winter alle Bäche und Flüsse und selbst die großen Seen zu. Irgendwann standen die Finnen also an ihren vereisten Ufern, kratzten sich ratlos die Hinterköpfe und überlegten, wie sie denn nun an die Fische herankommen sollten.

Und aus dieser Laune heraus wurde das Eisfischen erfunden. Das geht so: Sie fahren mit dem Schneemobil raus auf einen See, und wenn sie eine gute Stelle gefunden haben, trinken sie Wodka aus der Flasche, bohren oder sägen ein Loch ins Eis, und weil das sehr anstrengend ist, trinken sie wieder Wodka aus der Flasche, hängen eine Angel ins Wasser und warten und trinken und warten und trinken. Irgendwann fahren sie nach Hause, weil der Wodka alle ist. Und dann kommt so ein Tourist wie ich.

Ich fuhr mit dem Bus durch das Land und verstand das alles überhaupt nicht. Überall wachsen Bäume, ganz Nordlappland ist voll damit, und dann gibt es mittendrin diese großen Lichtungen. Unglaublich groß, brettflach und kein einziger Baum drauf. Ich habe lange überlegt, was das soll. Komisch, dachte ich tatsächlich, die haben hier aber verdammt viele Parkplätze. Das habe ich nicht begriffen,

warum die so viel Land gerodet und planiert haben, nur um Parkplätze zu bauen. Nordlappland ist ja riesig, größer als Schleswig-Holstein, und es wohnen dort weniger Menschen als in Eckernförde.

Die Frauen schimpfen hier selten, aber sie gucken unglaublich streng

Wozu zum Teufel brauchen die mitten in der Walachei so viele Parkplätze?, fragte ich mich. Irgendwann habe ich es nicht mehr ausgehalten, in Inari bin ich aus dem Bus gestiegen. Inari ist ein kleines Dorf am Inari-See, und es hat eine Hauptrolle gespielt in dem Spielfilm Zugvögel mit Joachim Król. Dieser Film ist einer von zehn Gründen, warum ich mitten im Winter Urlaub in Finnland mache. Ich steige also aus dem Bus, und Inari sieht wirklich aus wie im Film.

Ein kleines Hotel, das auch Restaurant und Souvenirladen ist, auf der anderen Straßenseite ein Supermarkt mit Tankstelle, weiter hoch noch zwei Souvenirgeschäfte und am nördlichen Ortsausgang das touristische Highlight von Inari, das Samen-Museum. Da bin ich ein paar Tage später auch mal reingegangen; ich finde, man kann nicht gut nach Lappland fahren und so gar kein Interesse für die Kultur der Samen zeigen. Noch mehr interessierten mich aber der heiße Kaffee und das warme Klo, denn nach ein paar Tagen war klar: Es ist rattenkalt in Finnland. Da muss jede Gelegenheit zum Aufwärmen genutzt werden. Nun bin ich ja aber gerade erst angekommen im Norden: über Stockholm, mit der Fähre nach Turku, von da mit dem Zug

bis zur Endstation nach Rovaniemi und dann noch einmal einen halben Tag mit dem Bus nach Inari.

Den ganzen Vormittag habe ich mich über diese Parkplätze geärgert, die die Finnen in ihre Wälder geklotzt haben. Jetzt will ich mal einen aus der Nähe angucken. Gleich neben dem Inari-Hotel ist so einer, unvorstellbar groß, er reicht in alle Himmelsrichtungen bis zum Horizont. Das liegt natürlich auch daran, dass der Horizont in Finnland im Winter fast nie sehr weit weg ist, weil es nicht sehr hell ist, dafür oft ziemlich diesig. Kann schon mal sein, dass es nur etwa tausend Meter bis zum Horizont sind. Ich betrete also diesen Parkplatz neben dem Inari-Hotel, und plötzlich fällt mir ein, dass im Film direkt neben dem Hotel der Inari-See anfing. Wo ist der jetzt? Die können doch nicht tatsächlich den See zugeschüttet haben, nur damit im Sommer die Nordkap-Touristen auf der Durchreise bequem anhalten und im Inari-Hotel fettige Bratkartoffeln mit Hackfleischklößen und weißer Soße essen können.

Ich stapfe weiter und weiter, bis ich auf einmal bis zum rechten Knie im Wasser stehe. Und jetzt kapiere ich endlich: Worauf ich hier stehe, das ist der Inari-See, das ist gar kein Parkplatz, das waren alles keine Parkplätze. Wäre ja auch bekloppt von den Finnen. Und die Melonen fallen mir in diesem Moment auch wieder ein: Ich bin in ein altes Loch zum Eisfischen eingebrochen. Vor ein paar Stunden erst verlassen, ein kleines bisschen zugefroren, etwas Schnee drübergeweht, eine prima Touristenfalle.

Kurz vorm Hotel kletterte ich die Böschung rauf, meine Hose und die Socke sind schon gefroren, da fliegt einen halben Meter neben mir ein Drache durch die Luft. Ich werfe mich zu Boden. Das Ding hat mich nicht gesehen. War auch gar kein Drache, bloß ein alter Mann auf seinem röhrenden Schneemobil. Der war in der Kneipe, hatte ein paar Lapin-Kulta-Bier und muss jetzt nach Hause, weil die finnischen Frauen selten schimpfen, aber unglaublich streng gucken können. Der alte Mann hat Gicht, er kann nicht mehr gerade gehen, aber auf seinem Schneemobil merkt er davon nichts. Erst hat er eine Runde um das Hotel gedreht. Dann mit Höchstgeschwindigkeit auf die Böschung zu, leicht aufstehen, springen und springen und schließlich satt landen, sauber aus den Knien abgefedert. Also doch kein Drache. Der alte Mann fährt weg, die Ohrenklappen seiner Chapka flattern im Wind, und in seinem Mundwinkel steckt eine Zigarette, die bei Finnen trotz Fahrtwind niemals ausgeht.

In der Kneipe sitzen nur ein paar Männer aus dem Dorf, Touristen sind im Winter selten so weit im Norden. Die Männer lachen sich tot über meinen nassen Fuß. Einer steht auf, er trägt zwei Messer an seinem Gürtel, kommt an meinen Tisch und sagt etwas zu mir. Ich verstehe kein Finnisch. Er redet, ich lächle und mache auch blabla, do what the locals do, heißt es ja immer, er geht zurück an seinen Stammtisch, erzählt sein Abenteuer, und die ganze Runde lacht sich kringelig. Obwohl es wahrscheinlich kein

Volk auf der Welt gibt, das so leise laut lachen kann wie die Finnen. Wie es auch kein anderes Volk gibt, das so leise leise sein kann und so leidenschaftlich leise und so alles leise.

Das merke ich ein paar Tage später im Kaavasen Kievari in Kaamanen. Das Kievari ist Kneipe, Restaurant, Tankstelle, Laden, und im Sommer werden Hütten vermietet. Jetzt ist Winter, und nur Rentier-Männer kommen hierher. Ich wohne ein paar Kilometer die Straße runter in der Jugendherberge. Im ganzen Ort Kaamanen wohnt kein Dutzend Menschen, und die Kneipe ist die einzige im Umkreis von zwanzig Kilometern, nach Westen ist sie sogar die einzige bis nach Norwegen, und wenn ich einen der Rentier-Männer frage, wie weit es genau sei bis zur Grenze, schüttelt er bloß den Kopf.

Saturday night, und ich denke, Finnland ist klasse, der viele Schnee und die Kälte und das Nordlicht und das alles – heute wird einer druffgemacht. Es ist der vierte Abend hintereinander, an dem ich die halbe Stunde von der Jugendherberge rübergehe ins Kievari. Was soll ich auch anderes machen? Im Fernseher laufen nur finnische Comedy-Sendungen, und wer einmal Finnen live gesehen hat, kann sich vielleicht den Unterhaltungswert einer finnischen Witzsendung vorstellen, wenn man gerade genug Finnisch versteht, um Hallo zu sagen: »Hej.« Finnischer Humor ist offensichtlich ganz was Eigenes. Lesen kommt auch nicht infrage, ich habe nur ein Buch mitgenommen, und Philip Roth ist so langweilig, dass ich von seinen 400 Seiten nur 80 geschafft habe. Das Buch müsste immer noch im rechten Herrenklo der Bushaltestelle in Ivalo liegen. Bleibt im Entertainment-Bereich nur noch das Kievari. Eine gute Entscheidung.

Finnischer Tango ist gefährlich, man weiß nie, was passiert

Es scheint eine Regel zu geben, dass die mit einem reden dürfen, wenn man vier Tage hintereinander einer von sechs Gästen im selben Lokal ist. Ich sitze gerade mal zwei Stunden, da setzt sich einer an meinen Tisch. So läuft das da: Er steht auf und setzt sich ohne ein Wort mir gegenüber. Startt mich an. Trinkt sein Bier. Startt. Trinkt. Dann streckt er seine Hand aus und sagt: »Joki!« Wir schütteln uns die Hand, ich sage: »Bjørn!« Er startt wieder. Trinkt. Und fängt endlich an zu reden: »I think, we need another beer, Bjørn.« Wenn Finnen englisch sprechen – und hier oben sind das nicht viele –, dann sind sie ganz vorsichtig. Finnen reden ja überhaupt nicht viel, Schweigen ist ihnen eine Tugend, die können stundenlang nichts sagen. Die Wörter sind ihnen viel wert. Sie nehmen sie behutsam in den Mund. Um ihnen nicht wehzutun, benutzen sie nur die Zungenspitze und bewegen den Mund so wenig wie möglich. Sie zerkauen die Wörter nicht und rotzen sie dann aus – sie schieben sie langsam nach vorn, überlegen bei jeder einzelnen Silbe, ob so viel Gequatsche wirklich sein muss, und lassen sie dann fliegen. Wenn die Finnen sprechen, dann singen sie, dann ist das ein bisschen wie

leiser Wind, der durch Birkenblätter streift, auch wenn das jetzt übertrieben klingt.

Joki trinkt Bier mit mir. Joki ist also mein Freund. Wir bestellen Bier bei Maria. Wahrscheinlich sind die Finnen die Einzigen, die diesen Namen auf der ersten Silbe betonen. Jokis Frau kommt zu uns. Sie starrt mich an. Und trinkt. Dann zeigt sie auf Joki, sagt: »I loof dies mann!«, und verschwindet aufs Klo. Joki starrt in sein Bier. Trinkt. Starrt in sein Bier. Dann starrt er mich an. »Ohne Liebe, Bjørn, ist die Welt traurig.« Er trinkt. Starrt wieder in sein Bier. Seine Frau kommt zurück. »Aber mit Liebe, Bjørn, ist die Welt auch traurig«, murmelt Joki. Seine Frau wirft ein Geldstück in die Jukebox. Akkordeon, Tuba, Hammondorgel und andere Folklore-Instrumente schrammeln durch den getäfelten Raum. Dazu jault ein finnischer Popstar eine humppa-Version von Bruce Springsteens Sad Eyes.

Humppa ist eine Mischung aus Tango, Polka und weiß der Teufel was. Mir tut es in den Ohren weh. Joki seufzt und wiegt seinen Kopf mit geschlossenen Augen zu der weinerlichen Melodie. Dann starrt er mich an. Finnen liebten Tango, sagt er. Dass sie sich dazu anders bewegen als Argentinier, muss er mir eigentlich nicht mehr erklären. In Argentinien zeigten sie ihre Gefühle, sagt Joki, da ließen sie alles raus. »Fienniesh tango ies verie dangierous«, flüstert er mit diesem finnischen Lispel-S, das genauso klingt wie das Lispel-G und das Lispel-Sch. »Finnischer Tango ist ganz in dir. Man weiß nie, was passiert.«

Am nächsten Tag habe ich einen dicken Kopf vom Bier und vom Wodka, die ich mit dem Herbergsvater und seinem Onkel in der Sauna getrunken habe. Ich beschließe, auch mal etwas Gutes für meine Gesundheit zu tun und wandern zu gehen. Am Abend gehe ich mit Toshiro los. Toshiro ist der einzige andere Gast in der Jugendherberge, und er kommt aus Japan. Japaner scheinen die größte Touristengruppe in Finnland zu stellen, jedenfalls habe ich in drei Wochen bestimmt zehn Japaner gesehen. Toshiro sagt, das komme, weil Finnland von Japan aus das nächstgelegene europäische Land sei, und ich weiß immer noch nicht, ob mir das als Motivation reichen würde.

Abends, wenn ich Spaghetti mit Tomatensauce und Dosen-tunfisch esse, kocht Toshiro Reis, zerschnippelt frischen Fisch und bastelt daraus Sushi, als hätte er überhaupt keine Angst vor Klischees. Die Esstübchen hat er von seinem Großvater geerbt, sie sind aus Elfenbein, stecken in einem Edelholzetui, und wenn Toshiro Reis und einen Schluck Sake in seine kleinen Reise-Opferschalen gibt, bevor er mit gekreuzten Beinen und durchgestrecktem Rücken mit dem Essen anfängt, komme ich mir, in meiner fleckigen langen Unterhose, mit dem Topf auf dem Bauch auf dem Sofa liegend, richtiggehend armselig vor.

Abends ziehen wir alles an, was man anziehen kann, stopfen Zeitungen in die Hosen und auf die Brust, nehmen unsere Rucksäcke und stolpern los. Niemand wird sagen,

dass die Sonne im Winter nachts besonders oft zu sehen ist in Finnland. Aber der Wind bläst die Wolken weg, und dann gibt es da mehr Sterne als irgendwo sonst, und wenn auch noch der Mond scheint, reflektiert in all dem Schnee genug Licht, dass man auch nachts wandern kann. Leider sind wir schon ein paar Stunden unterwegs, als wir merken, man muss gar nicht alles machen, was man machen kann. Es sind 40 Grad minus und acht Windstärken, die Kälte geht durch die Zeitungen und Faserpelze und Dau-nenjacken wie nix, und im Bett wäre es jetzt sehr warm. Ich habe zu viel heißen Tee getrunken. Der will raus. Ich stelle mich an einen Baum. Ich kann nicht genau sehen, was da passiert, aber ich kann hören, wie mein Tee als Eis am Baum zerbröselst. »Ganz wunderschönes Nordlicht heute Nacht«, sagt Toshiro, »aber warum tun wir uns das an?«

\* Ich liebe diese Finnen!

#### Information

Anreise: Mit Finnair nach Helsinki von 238 Euro an, nach Turku ab Hamburg mit Finnair oder Lufthansa von 430 Euro an. Mit der Fähre (Finnlines, Tel. 0451/1507443) in circa 36 Stunden von Travemünde nach Helsinki, Preisbeispiel: ab 522 Euro (hin und zurück) pro Person bei Belegung der Kabine mit zwei Personen. Von Helsinki oder Turku dann mit der Bahn zur Endstation Rovaniemi (beides 63,20 Euro). Vom Bahnhof mit dem Bus der Gold Line nach Inari für 40 Euro. Mit der Buslinie Eskelisen Lapin Linjat für 4,60 Euro von Inari 25 Kilometer in Richtung Kaamanen

Übernachtung: Hotelli Inari, einfach, nett, sauber, mit Restaurant und Kiosk. Einzelzimmer im Winter 25 Euro, Tel. 00358-16/671026, Fax 671047, Hostel Jokitörmä in Kaamanen (Herberge, aber nicht Jugendherberge), Übernachtung 16 bis 19 Euro

Literatur: Jennifer Brewer/Markus Lehtipuu: »Finland«; Lonely Planet Publications, 3. Auflage 1999; 399 Seiten, etwa 20 Euro.

»Finnisch – Wort für Wort«, aus der Reihe »Kauderwelsch«; Reise Know-How Verlag, Bielefeld 2001; 176 Seiten, 7,90 Euro

Auskunft: Finnische Zentrale für Tourismus, Lessingstraße 5, 60325 Frankfurt am Main, Tel. 069/7191980, Fax 7241725, Internet: [www.finland-tourism.com/de](http://www.finland-tourism.com/de)

(c) DIE ZEIT 12/2003

# Der Friedenskämpfer

Mark Spörrle

Jürgen Todenhöfer, Burda-Manager und CDU-Mitglied, ist zur Symbolfigur der deutschen Kriegsgegner geworden. Warum gerade er?

Wenn der Mann mit dem weißen Haar und der randlosen Brille seinen Schreibtischstuhl zur Seite dreht, sieht er durch die Glaswand seines Büros die Gebäude des Konzerns, dessen Geschicke er für seinen Freund lenkt. Ganz rechts das Hochhaus, das zum Wahrzeichen Offenburgs geworden ist, weiter links die Druckerei, dann die Gebäude für Redaktion und Vertrieb. Die Menschen, die dort unten über den Parkplatz laufen, sehen aus wie Spielfiguren.

Der Mann mit dem weißen Haar hat eine leichte Bräune im Gesicht, und wenn er den Telefonhörer abnimmt und einen Wunsch äußert, tut er das ruhig, fast beiläufig; er weiß, man kommt seinen Wünschen nach.

Jürgen Todenhöfer, stellvertretender Vorstandschef des Medienkonzerns Burda, ist einer der einflussreichsten Manager Deutschlands. Neuerdings ist er gleichermaßen Reiz wie auch Symbolfigur in der öffentlichen Diskussion in Deutschland.

Man glaubte, Menschen wie Jürgen Todenhöfer, 62, zu kennen.

Es sind Menschen, die nicht die Öffentlichkeit suchen, sondern andere nach vorn schieben, einen wie Focus-Chefredakteur Helmut Markwort, der durch Talkshows tingelt,

damit sich den Zuschauern mit seinem Gesicht auch sein Zeitschriftentitel einprägt. Es sind Menschen, die in einer Welt leben, aus der man nur manchmal etwas erfährt; vor einigen Jahren lief ein Film im Fernsehen, der Todenhöfer im Urlaub mit Michael Jackson zeigte und wie er seinen Freund Thomas Middelhoff, damals noch Bertelsmann-Chef, nach einem Unfall beim Skifahren ins Krankenhaus fuhr.

Man kann sich irren.

Jürgen Todenhöfer, CDU-Mitglied, hat ein Buch geschrieben mit dem Titel: Wer weint schon um Abdul und Tanaya? Die Irrtümer des Kreuzzugs gegen den Terror. Es ist ein Buch, in dem der Autor keinen Zweifel daran lässt, dass er die Amerikaner als Deutschlands wichtigste Freunde betrachtet. Todenhöfer will dem islamistischen Terror nicht die Tötung von fast 3000 Menschen im World Trade Center verzeihen, er will auch die Gefährlichkeit und Brutalität des irakischen Diktators Saddam Hussein nicht leugnen.

Aber ein Angriffskrieg gegen den Irak, wie ihn George Bush plant, sei nicht nur völkerrechtswidrig, sondern ein lebensgefährlicher Rückfall in eine barbarische Urzeit.

In seinem Büro sagt Todenhöfer Sätze, die fast wortgleich in seinem Buch stehen, die von ihm auch schon in Zeitungen zu lesen waren. »Es könnte sein, dass wir 30 Tage Bomben auf den Irak mit 30 Jahren Terrorismus bezahlen.« Todenhöfer ruft nach einer politischen Lösung. Man

müsse verhandeln, »notfalls auch mit dem Teufel«.

Denn da sind die Opfer jedes Krieges: die Menschen. Todenhöfer erzählt Geschichten von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in Afghanistan und im Irak. Er prangert an, dass in Afghanistan bis zum Jahresende 2001 allein durch die Bombardierung der Städte Kunduz und Kandahar vermutlich mehr als 6000 Zivilpersonen ums Leben kamen. Und dass im Irak, wo nach Schätzungen an den Folgen der Sanktionen seit 1991 über eine halbe Million Kleinkinder gestorben seien, bei einem Angriff auf das Land Zehntausende weiterer Todesopfer zu erwarten seien. Es geht in Todenhöfers Buch darum, dass man Politik nicht allein aus macht-, strategie- oder geopolitischen Erwägungen heraus machen darf. »Wir haben nicht das Recht«, schreibt Todenhöfer, »die Moral aus der Außenpolitik zu verbannen.«

Und in dem Buch geht es auch ein bisschen um Jürgen Todenhöfer.

Seit es auf dem Markt ist, gibt der vormalig so zurückhaltende Medienmanager Zeitungsinterviews. Er sitzt im Fernsehen bei Kerner, Illner und Maischberger.

Er tue dies als Privat-, nicht als Burda-Mann, betont er. Und nicht als Pazifist. In seinem Büro über den Dächern von Offenburg sagt der Privatmann Jürgen Todenhöfer: »Ein solches Buch hat in dieser Diskussion gefehlt.«

Nach 17 Verkaufstagen hatte der Buchhandel bereits 85000 Stück geordert, nach knapp drei Wochen 100000. Auf 200000, rechnet man beim Herder-Verlag, wird das Buch leicht kommen. Mit der Kriegsangst wächst auch die Auflage seines Buches

»200 000.« Todenhöfer wiederholt die Zahl. Mit feierlichem Nachdruck in der Stimme sagt er: »Ich habe eine Million Euro zu verschenken.« Seinen Verdienst an dem Buch sollen Obdachlose und Waisenkinder in Afghanistan und dem Irak bekommen. Ein Verlagsgeschäftsführer bei Burda schreibt kein Buch um des Geldes wegen.

Obwohl, bessere Verkaufsvoraussetzungen gibt es nicht. Todenhöfers Buch erscheint zu einem Zeitpunkt, an dem es als sicher gilt, dass die USA den Irak angreifen werden, und an dem die Mehrheit der Deutschen gegen diesen Krieg ist. Dennoch, öffentliche Proteste waren lange Zeit eher verhalten. Die Bundesregierung protestierte ja schon für das Volk. Vielleicht spielte aber auch eine Rolle, dass die Bilder, die viele Menschen von einem Krieg im Kopf hatten, zu sehr jenen grünlichen von Blitzen durchzuckten Aufnahmen einer nächtlichen, weit entfernten Stadt ähnelten, wie sie CNN aus dem Afghanistankrieg sendete.

Die eindringlichen Geschichten, die Todenhöfer erzählt,

lassen andere Bilder entstehen. Von jener Hochzeitsgesellschaft etwa, die im Juni 2002 von US-Flugzeugen bombardiert wurde, weil die Piloten Freudenschüsse angeblich für einen Angriff gehalten hatten. Das Buch formt Unbehagen in klare, einfache Sätze: »Wie viele schuldlose Männer, Frauen und Kinder darf man töten, um einen Diktator aus dem Amt zu jagen?«

Todenhöfer schreibt auch über sich. Wie er, der als CDU-Politiker einst als »Rechtsaußen« verschrien war, im Arbeitszimmer seines Hauses am Starnberger See Imagine von John Lennon auf der Gitarre übte, »das Lied eines Träumers, ein Lied über Frieden, Toleranz und Freundschaft«. Ausgerechnet an jenem 7. Oktober 2001. Und wie dann ein Freund in sein Zimmer stürzte, weil der Angriff auf Kabul begonnen hatte.

Jetzt ist es Todenhöfer, der durch die Talkshows tingelt. Jeder will ihn hören, jeder will ihn sprechen. Wie aber konnte ein Managertyp im hellblauen Hemd zum Vorsprecher der Kriegsgegner werden?

Es sind wohl die Brüche, die einen Menschen interessant machen. Es sind diese Gegensätze, die einen Manager Todenhöfer, wenn er in einer Talkshow vom Frieden spricht, glaubwürdiger erscheinen lassen als manchen grundpazifistischen Pulloverträger. Außerdem, Jürgen Todenhöfer stand schon früher auf als viele andere.

Am 2. Oktober 2001, einige Tage nach dem 11. September, erschien im Feuilleton der FAZ ein Text, in dem Todenhöfer vor einer Bestrafung der afghanischen Zivilbevölkerung warnte, vor Leid, terroristischer Eskalation. Es blieb nicht der einzige Artikel. Er habe immer wieder an Wochenenden am Schreibtisch gesessen und geschrieben, sagt er, morgens ab fünf.

Sein Thema war wieder da. Das Thema aus seinem ersten Leben als Politiker.

Die Vergangenheit hatte Jürgen Todenhöfer eingeholt.

Der Richtersohn und promovierte Jurist hatte in der CDU schnell Karriere gemacht. 1972, 32 Jahre war er alt, kam er in den Bundestag. Mangel an Selbstbewusstsein, schrieb jemand über ihn, könne man dem jungen Mann nicht nachsagen.

Damals bewunderte er Franz Josef Strauß und dessen Intellekt. Noch heute verwendet Jürgen Todenhöfer lateinische Zitate, so wie es der CSU-Politiker tat. Und er fand es gut, dass Strauß den Mut hatte, Dinge klar auszusprechen. Todenhöfer warf als entwicklungspolitischer Sprecher der Unionsopposition der Bundesregierung vor, sie finanziere in Afrika den Terrorismus, Herbert Wehner, er betriebe »das Geschäft der Sowjetunion«, und Hans-Dietrich Genscher, er steuere die Planwirtschaft an. »Dieser Mann ist reif für die Nervenheilanstalt«, urteilte Wehner, und

einmal schimpfte er ihn, so war Wehner, gar »Hodentöter«.

»Ich war der bekannteste deutsche Politiker ohne Amt, es hat mir Spaß gemacht«, erinnert sich Todenhöfer.

Auch mit der eigenen Fraktion legte er sich an. Er präsentierte unbequeme Ideen, drängte, trieb. 1978 rief er Oppositionsführer Helmut Kohl zu: »Im Schlafwagen kommt man nicht an die Macht.« CDU-Honoratioren drohten, ihm sein Mandat abzunehmen. Todenhöfer konterte, er lasse sich seine Meinung nicht verbieten, auch im Interesse seiner Wähler.

Er kämpfte oft allein gegen alle. Vieles, sagt er, habe sich im Nachhinein als richtig herausgestellt.

Im März 1982 war er für den Abbau der sowjetischen und amerikanischen Interkontinentalraketen um bis zu 50 Prozent, »Verteidigungsminister Wörner hat mich angebrüllt, was mir einfiel«, er setzte sich für die Wiedervereinigung ein und für eine weltweite Nato-Eingreiftruppe.

»Ich habe so viel auf die Schnauze gekriegt«, sagt Todenhöfer, »aber mich hat nie jemand in irgendeiner Frage untergekriegt. Notfalls habe ich in namentlicher Abstimmung dagegen gestimmt.«

Und er erzählt, dass er, als Strauß die Befreiung des Flugbenzins von der Steuer zur Abstimmung gebracht habe, der Einzige aus der CDU/CSU-Fraktion gewesen sei, der nicht dafür votiert habe, andere hätten ihn angefahren: Sind Sie wahnsinnig! Sie sind doch ein Freund von ihm! Freund, na ja, sagt Todenhöfer, sie seien »ein paar Mal gemeinsam losgegangen, wenn Senator Burda in Offenburg eine Jagd gegeben hat«. Aber er habe sich gesagt, so einen Quatsch mache er nicht mit. Und habe dagegen gestimmt, allein. Oder vielleicht habe es noch einen Zweiten gegeben.

Todenhöfer ist an diesem Abend in die Uni Freiburg zu einer Diskussionsveranstaltung über sein Buch geladen. Seinen Dienstwagen in Offenburg hat er vor einigen Jahren abgeschafft, er fährt Taxi. Der Fahrer, ein junger Mann, mit dem er schon oft gefahren ist, benimmt sich trotzdem so formvollendet wie ein privater Chauffeur.

Im Taxi noch mal Afghanistan. Er sei jemand, erzählt Jürgen Todenhöfer, der genau wissen müsse, über was er spreche. Mit 19, er studierte in Paris, gab es nur ein Thema: den Algerien-Krieg. Alle redeten darüber. Er fuhr hin, fuhr durch das Land.

Breschnew wollte ihn »auspeitschen und erschießen«

Die Gefahr? Todenhöfer kräuselt leicht die Lippen und sieht nach vorn. »Wenn man heute mit 180, 200 über die Autobahn rast, ist das auch gefährlich.«

Todenhöfer ist jemand, der als 20-Jähriger den Flugschein

machte und der heute, mit 62, in der Burda-Betriebsfußballmannschaft dafür bekannt ist, dass er keinem Zweikampf aus dem Weg geht. Damals, auch noch als Abrüstungspolitiker Sprecher der CDU/CSU, reiste er in Krisengebiete. 1975 stattete er dem chilenischen Diktator Pinochet einen Besuch ab und brachte ihn dazu, 4500 politische Häftlinge freizulassen. 1980 schlug er sich mit einer Gruppe afghanischer Freiheitskämpfer und einem Fotografen von Pakistan nach Afghanistan durch. 1979 war die sowjetische Armee dort einmarschiert, und er wollte den dort beginnenden Völkermord anprangern.

Auch davon berichtet Todenhöfer jetzt wieder. Wie er knapp dem Tode entkam. Wie er Spenden für die notleidende Bevölkerung sammelte. Als er 1980, zurück in Bonn, die Öffentlichkeit über das informierte, was er gesehen hatte, schnaubte Breschnews Regierungssprecher, wenn man diesen Todenhöfer erwische, werde man ihn »auspeitschen und erschießen«. 1984 begegnete er in einem Flüchtlingslager in Pakistan einem 20-jährigen Afghanen, dem sowjetische Bomben die Hälfte der Haut weggebrannt hatten, der dahinvegetierte, ohne Hoffnung auf Überleben. Todenhöfer fand in Deutschland Ärzte für den Mann. Der lebt heute gesund im Süden Afghanistans.

In seinem Buch beschreibt Jürgen Todenhöfer weitere waghalsige Reisen und druckt Briefe ab, die er schrieb und empfang. Es gibt auch einige Analysen und einen Vorschlag für einen Friedensplan für den Irak, aber wenn man das Buch gelesen hat, hat man zugleich eine Autobiografie gelesen, die Autobiografie eines Menschen voll Wagemut, Charakter und Herzenswärme. Eines Menschen, der gefallen will.

Im August 1989 gab Todenhöfer bekannt, er wolle bei den nächsten Bundestagswahlen nicht mehr kandidieren. Was damals über ihn geschrieben wurde, liest sich, als sei er enttäuscht gegangen. Und als habe Helmut Kohl ihm seinen vorwitzigen Spruch immer noch nachgetragen und er Helmut Kohl immer noch dessen Politik.

»Für mich ist Politik mehr gewesen, als nur gewählt zu werden und den Posten zu haben«, sagt Todenhöfer, während der Wagen die Ausfahrt nach Freiburg nimmt. »Für mich bedeutete Politik, dass man etwas gestalten muss. Nicht Macht, Machen hat mir etwas bedeutet.«

Er kehrte nach Offenburg zurück, wo er geboren ist, stieg in den Verlag ein, den sein alter Schulfreund Hubert Burda von dessen Vater übernommen hatte. Interviews, Anfragen zu politischen Themen lehnte er fortan ab. Er zog mit seiner Frau und seinen drei Kindern an den Starnberger See, pendelte während der Woche zwischen den Firmensitzen in Offenburg und München hin und her. Über zehn Jahre arbeitete er so.

Dann kam der 11. September, und danach sagten Freunde zu ihm, nun sei es nicht die UdSSR, die Afghanistan an-

greifen werde, sondern die USA. Was er zu tun gedenke? Auch seine drei 16- bis 19-jährigen Kinder fragten ihn das. Er habe die Enttäuschung gespürt, als er nichts antworten konnte. Und er habe gespürt, dass die meisten Menschen keinen Unterschied machten zwischen Afghanistan und den Terroristen, die die USA angegriffen hatten.

Vielleicht dachte Jürgen Todenhöfer auch, dass es ein guter Zeitpunkt war, mit dem Ruf als rechter Scharfmacher aufzuräumen, den ihm seine politische Zeit eingetragen hatte.

Todenhöfer begann zu schreiben, erst an US-Präsident Bush, schließlich für die FAZ. Irgendwann rief ihn Cheflektor Rudolf Walter an. Ob er sich ein Buch vorstellen könne? Nein, sagte Todenhöfer. Dann rief Verleger Manuel Herder an. Nach einigen Monaten, mittlerweile war der Afghanistan-Krieg vorüber, und Bush und seine Krieger schossen sich auf den Irak ein, sagte Todenhöfer ja.

Das Audimax der Universität von Freiburg hat 850 Sitzplätze.

Es werde vielleicht eine eher kleine Veranstaltung, sagt Todenhöfer auf dem Weg dorthin noch ganz bescheiden, sein Freund Reinhold Messner, ein hervorragender Erzähler, habe es neulich gerade mal geschafft, das halbe Audimax zu füllen.

Todenhöfer gelangt kaum noch in den Saal. Über 1000 Menschen sind gekommen.

Es wundert ihn nicht wirklich.

# Die Feldenkrais-Methode

Ein Vortrag von Myriam Pfeffer, Feldenkrais Trainerin, 11/1988

Der folgende Vortrag wurde von Myriam Pfeffer anlässlich des Kongresses für Somatotherapie in Paris gehalten. Die Zeit dafür war auf 15 Minuten beschränkt. Zwei Stunden praktischer Arbeit und laufender Erklärungen waren dieser kurzen Zusammenfassung vorangegangen, d.h. die Anwesenden hatten auf ihren Stühlen sitzend an einer ATM Stunde teilgenommen, Myriam Pfeffer bei der FI Arbeit beobachtet und Videos gesehen, welche Moshé Feldenkrais selbst in Aktion zeigen. In ihren abschliessenden Worten ging es Myriam darum klarzustellen, dass es sich bei der Feldenkrais Methode nicht um eine Therapie handelt, sondern um die Ermöglichung von Lernen.

Bevor ich zum praktischen Aspekt von Moshé Feldenkrais' Lehre komme, möchte ich ein paar allgemeine und methodologische Bemerkungen machen, die mir absolut notwendig erscheinen.

Lernen, Erziehung und Selbsterziehung haben nichts mit sozialer Konditionierung oder Dressur zu tun. Sie beziehen sich vielmehr auf eine biologisch ausserordentlich bedeutsame Dimension, die im Prozess der Menschwerdung ausschlaggebend ist:

Was uns angeboren ist, muss sich offenbaren und integriert werden. Das geschieht im Verlauf äusserst komplexer Reifungsprozesse, in denen sich das Nervensystem entfaltet und damit aktualisiert. Jedes Entwicklungsdefizit, jede Form von Unreife in Bezug auf das jeweilige Lebensalter, kommt einem Mangel an Gesundheit im Sinne einer Funk-

tionsbeeinträchtigung gleich. Das bedeutet Energieverlust und Gefährdung – sowohl für den Einzelnen wie für die Gesellschaft.

Es gibt zwei Arten des Lernens. Beide sind notwendig und ergänzen einander. Allzu oft aber beschränken wir uns auf eine von ihnen, nämlich das akademische Lernen. Die andere, das organische Lernen, dagegen ist wesentlich für die Entfaltung des menschlichen Individuums, für sein kontinuierliches inneres Wachstum (growth process), ohne welches unser Leben nicht denkbar ist. Feldenkrais nannte das "der eigenen Nase" oder "Richtung" folgen. Lassen Sie mich das näher erläutern: In seiner Infantilität und Geletztheit meint der heutige Mensch, er könne Gesundheit, eine ansprechende körperliche Erscheinung, ja selbst Glück durch Drogen oder Drillmethoden wie z.B. Bodybuilding erlangen, statt durch Lernen, bei dem es um zunehmende Bewusstheit mit dem Ziel der Selbsterkenntnis geht.

Feldenkrais war davon überzeugt, dass Bewegung der einfachste und für jeden zugänglichste Weg zur bewussteren Selbstwahrnehmung sei. Übrigens nennt sich ein Aspekt seiner Lehre "Bewusstheit durch Bewegung". Dabei handelt es sich weder um Gymnastik, noch um Aerobic, Strecken und Dehnen oder sonst eine Form geistloser körperlicher Betätigung. Bewegung dient hier vielmehr der Perfektibilität des menschlichen Gehirns. In der Bewegung manifestiert sich die Funktion des Nervensystems. Gleichzeitig gibt Bewegung dieser Funktion in einem anregenden

Dialog Richtung und Ordnung. Sie reflektiert und fördert unsere Kraft, Gewandtheit, Intelligenz und unsere Wandlungsfähigkeit. Motorische Tätigkeit führt in diesem Rahmen zur Meisterung neuer Möglichkeiten, zur Verbesserung unserer Anpassungsfähigkeit und damit zu Fortschritten in der Entwicklung.

Feldenkrais war ein ausgesprochener Wissenschaftler. Er war Doktor der Physik und arbeitete eine Zeitlang im Forschungsteam von Joliot–Curie. Als Inhaber des Schwarzen Gürtels sorgte er als erster für die Verbreitung der Kunst des Judo in Frankreich. Bei der Umsetzung seiner Methode in die Praxis verband er seine wissenschaftlichen Kenntnisse, z.B. aus der Elektronik (Darstellung des Biofeedback im Sinne der Kybernetik) mit den östlichen Kampfkünsten. Ausserdem berief er sich auf Philosophen, Psychologen, Neurophysiologen, Anthropologen u.s.w. wie Schrödinger, Darwin, Lorenz, Milton Erickson, J.Z. Young, Magnies und andere. Sie alle konnten unmöglich ahnen, wie hilfreich ihr Fachwissen sein kann, wenn man es in die nichtverbale Sprache der "Funktionalen Integration" übersetzt. Mit diesem Begriff wird der zweite Aspekt der Feldenkrais Methode bezeichnet, bei dem die Hände des Praktikanten einen Dialog mit dem Lernenden führen.

Feldenkrais liess nichts gelten, was ihm irgendwie mit fraglichen Vorstellungen, einem konfusen Mystizismus oder bestimmten zweifelhaften Energietheorien befrachtet schien. Er stiess jedoch vermittels rein westlicher Techniken, wie sie an der vordersten Front wissenschaftlicher Forschung angewandt werden, auf zutiefst urwestliche Wissensgehalte, die er wiederum kraft seines wissenschaftlichen Geistes assimilierte und seiner Methode einverlebte.

Ich möchte Ihnen ein paar Beispiele nennen: Feldenkrais stellte sich die Frage, was eine gute Bewegung ausmacht. Man könnte sagen, sie müsse leicht, harmonisch, geschmeidig sein. Doch ergibt sich daraus kein praktisch anwendbares Kriterium, keine klare Bezugsgrösse. Kennzeichen jeder guten Bewegung in der Physik ist ihre Umkehrbarkeit, verbunden mit einem Minimum an Kraftaufwand. Feldenkrais stellte im Rahmen seiner Untersuchungen tierischer und menschlicher Verhaltensweisen fest, dass diese Definition sich auch auf den Menschen anwenden lässt.

Das bedeutet folgendes: Eine gute Bewegung ist jederzeit umkehrbar und wiederholbar, d.h. man kann sie an jedem Punkt ihres Ablaufs unterbrechen, umkehren, ihre Richtung ändern oder die ursprüngliche Richtung wieder aufnehmen. So definiert, impliziert Bewegungsqualität Wiederholbarkeit und ein Minimum an Energieverlust.

Sobald die Qualität von Bewegungen in physikalischen Begriffen definiert worden war, stellte sich die Frage, wie das mit der menschlichen Struktur und Funktion zusammenhängt, – wie sich z.B. eine gute "Haltung" vom Standpunkt der Dynamik kennzeichnen lässt. Feldenkrais sprach in

diesem Zusammenhang vom "Zustand der Stärke" ("potent state") und meinte damit das Gleichgewicht von Wachheit und Aktionsbereitschaft, – einen neutralen Punkt, von dem man sich ohne vorhergehende Reorganisation in alle erdenklichen Richtungen bewegen kann.

Aus Chemie und Physik übernahm er den Begriff der Verstärkung (Amplifikation). D.h., die Körperteile, auf die man einwirken möchte, können unter Umständen weit von dem Punkt entfernt sein, wo man während einer FI Stunde arbeitet; Umwege führen oft viel schneller zum Ziel als der direkte Weg ...

Bewusstheit setzt äusserste Empfindlichkeit der propriozeptiven Reizeempfänger voraus. Die mathematischen Korrelationen der unterschiedlichen Schwellenwerte des kinästhetischen Gefühlssinns werden von Feldenkrais ausführlich und mit ganz präzisen Messdaten erläutert. Er bezieht sich dabei auf die Weber–Fechnerschen Gesetze. Im somatischen Zusammenhang besagen diese Gesetze im wesentlichen, dass die Empfindlichkeit für Reize in dem Masse wächst, in dem die körperliche Anstrengung abnimmt. Sie alle kennen wahrscheinlich den Zusammenhang zwischen Aufmerksamkeit und Anspannung: Wenn die Spannung abnimmt, nimmt die Achtsamkeit zu.

Feldenkrais hat natürlich alle seine Entdeckungen in die Praxis umgesetzt. Daher sind Feldenkrais Stunden so angelegt, dass der Schüler die zum Lernen notwendige Infrastruktur selbst entwickeln kann, d.h. Wachsamkeit, Gehörsinn, Unterscheidungsvermögen usw. Da unser Gehirn auf Lernen programmiert ist, geht es bei den Stunden letztlich darum, diverse Störfaktoren zu beseitigen, damit die uns angeborenen Möglichkeiten verwirklicht und integriert werden können. Mit anderen Worten, sie zielen auf eine bessere Nutzung unserer latenten Fähigkeiten.

Ein anderer Gesichtspunkt ist folgender: Die Menschen, die zu Ihnen, den Somatopsychotherapeuten, kommen – oder zu uns, die wir die Feldenkrais Methode praktizieren (denn wir sind weder Somato– noch Psycho–, noch Therapeuten, sondern Lehrer, bzw. nicht einmal das, denn wir unterrichten ja nicht im üblichen Sinne, sondern ermöglichen Lernen – "Learning not teaching") – diese Menschen sind wahrscheinlich mit ihrer derzeitigen Kondition und Leistung unzufrieden. Kurz, sie möchten etwas ändern. Sie wollen ihre Zukunftsaussichten verbessern; sie wollen nicht länger leiden; keine Rückenschmerzen mehr haben; nicht mehr in Depressionen versinken; sie wollen abnehmen oder ihre Haltung verbessern usw. Nun ist das Angebot von dauerhafte Änderung versprechenden Methoden heutzutage schier unübersehbar, und die Zahl entsprechender Theorien ist noch grösser. Wir wissen aber nur allzu gut aus eigener Erfahrung: "Plus ça change, plus c'est la même chose!" (Je grösser der Wandel, desto mehr bleibt alles beim Alten.)

Das sollte uns nicht weiter verwundern. Fühlen wir doch

unser Wollen immer nur mit einem Teil unseres Selbst, d.h. vermittelt der bewussten Intention, während wir mit dem Gesamt unseres Selbst handeln. Nun lässt sich jedoch dieses Gesamt unseres Selbst nie so recht in den Griff bekommen und sagt: "Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich." Mit anderen Worten, der echte Wille, welcher wahre Durchschlagskraft besitzt, ist unbewusst, unterbewusst und autonom. So finden Veränderungen statt, bei denen wir die Rolle von Instrumenten spielen. Die Frage ist also, wie wir zu diesen anderen Teilen unseres Selbst Kontakt aufnehmen können.

Als Lernweg wählte Moshé Feldenkrais die nichtverbale, sensorische Kommunikation mit dem Unbewussten über Tastsinn und Berührung: Diese Form der Kommunikation ist unmittelbarer und daher wirksamer, denn Sinnesreize sind den in uns ablaufenden unbewussten Prozessen viel näher als unser bewusstes Verstehen. Solche Reize lassen viel eher funktionale Veränderungen zu.

Wenn wir von anderen – oder von uns selbst – irgendwelche Änderungen verlangen, setzen wir voraus, dass sich das bewerkstelligen lässt. Was denken wir uns z.B. dabei, wenn wir zu unserem Kind sagen: "Steh doch gerade!" ? Meinen wir, dass es das nicht kann oder nicht will? Wenn das Kind wüsste wie, würde es gewiss gerade stehen. Doch ist ihm die dazu nötige innere Organisation gar nicht zugänglich. Um der Aufforderung "Steh gerade!" nachzukommen, müssten diese Worte für das Kind mit einer eindeutigen kinästhetischen Empfindung gekoppelt sein, die es jedoch bei seiner derzeitigen Körperhaltung einfach nicht haben kann. Das gilt für jede Art von Veränderung.

Die Feldenkrais Methode ermöglicht demjenigen, der etwas an sich ändern möchte, das dazu nötige Lernen, so dass er z.B. konkret erfährt, was es bedeutet, sich gerade zu halten, indem er Gelegenheit erhält, die dazu erforderliche innere Organisation selbst zu erschaffen. Es geht vor allem darum, mit Lernprozessen vertraut zu werden, die wir auf alle anderen Bereiche unseres Lebens übertragen können, ob es sich dabei um das Studium der Mathematik handelt, um das Erlernen einer Fremdsprache oder Jogging.

Kommen wir noch einmal auf den Begriff des Wandels zurück: Was muss unverändert bleiben, und was soll sich ändern? Kann man die Zusammensetzung, die Zwischenverbindungen, kurz die "Verkabelung" des Nervensystems ummodellieren? Feldenkrais geht es mit seiner Methode weder um die Veränderung als solche, noch um den ganzen damit verbundenen Komplex von Problemen. Statt dessen ermöglichen wir dem Lernenden, in einfachen Bewegungsabläufen auf spielerische Weise alternative Wege der Ausführung ein und derselben Handlung zu entdecken. Nehmen wir z.B. die Atmung. In den diesem Thema gewidmeten Stunden unterrichten wir die Schüler nicht, wie sie zu atmen haben. Wir erlauben ihnen viel-

mehr, die autonome Atemfunktion wiederzuentdecken. Das geschieht durch Ausprobieren verschiedener Respirationsmöglichkeiten. Man kann z.B. wie ein Yogi atmen, oder wie ein Baby, wie jemand, der deprimiert ist oder wie jemand, der zum Lachen aufgelegt ist, u.s.w. Es gibt auch verschiedene paradox anmutende Möglichkeiten zu atmen. Bei solchem Herumspielen wird sich die Atmung des Lernenden allmählich ganz spontan wieder den Forderungen des Augenblicks anpassen. Gleichzeitig werden alte Muster und Gewohnheiten neutralisiert.

Um in verschiedener Weise auf gleiche Reize antworten zu können – und das bedeutet zu lernen – müssen wir zunächst das automatische Auftreten gewohnheitsmässiger Reaktionen verhindern. Die Hemmung solcher Reaktionen, die beim Lernen genauso wichtig, wenn nicht sogar wichtiger ist als Reiz und Antrieb, lässt sich im Rahmen von Feldenkrais Stunden meistern, indem man Bewegungen nur in der Vorstellung ausführt, Differenzierungen übt, und ähnliche Mittel anwendet.

Zum Abschluss möchte ich betonen, dass der Schüler nicht immer etwas Neues lernt. Er lernt vor allem, das Wie seines Tuns zu ändern. Und das ermöglicht ihm, zwanghafte Verhaltensweisen abzulegen. Die Mehrzahl unserer Probleme geht auf einen Mangel an Flexibilität zurück, der sich aus dem Fehlen von Wahlmöglichkeiten ergibt. Die Erfahrung aber, etwas tun oder lassen oder ganz anders machen zu können, bringt das Problem, über das sich der Betreffende beklagt, oft in einer funktionalen Integration zum Verschwinden.

Kurz, diese Methode möchte dazu beitragen, dass wir zu Lehrlingen der Weisheit werden.

Uebersetzt und zugesandt von Ilana Nevill

# EN FILM AV LUKAS MOODYSSON LILJA 4-EVER

OXSANA AKINSJINA ARTIOM BOGUTJARSKIJ ELINA BENENSON LJUBOV AGAPOVA  
LILIJA SJINKARJOVA PAVEL PONOMARJOV TOMAS NEUMANN

SCENOGRAFI JOSEFIN ÅSBERG KOSTYM DENISE ÖSTHOLM MASK JESSICA CEDERHOLM FOTO ULF BRANTÅS, FSF  
CASTING JESPER KURLANDSKY LJUD NICLAS MERITS LJUDLÄGGNING HANS MÖLLER PER STREIT PETER SCHULTZ  
KLIPPNING MICHAL LESZCZYŁOWSKI, SFK MUSIK NATHAN LARSON REGIASSISTENT MALIN FORNANDER  
PRODUKTIONSLEDARE ANNA MALINI AHLBERG ASSOCIERAD PRODUCENT PEETER URBLA CO-PRODUCENTER  
PETER AALBÆK JENSEN GUNNAR CARLSSON TOMAS ESKILSSON LINE PRODUCER MALTE FORSSELL  
PRODUCENT LARS JÖNSSON MANUS OCH REGI LUKAS MOODYSSON

MEMFIS FILM I SAMPRODUKTION MED ZENTROPA ENTERTAINMENTS, FILM I VÄST, SVT GÖTEBORG, NORDISK FILM- & TV FOND/SVEND ABRAHAMSEN OCH MED STÖD AV SVENSKA FILM-  
INSTITUTET/LENA HANSSON-WARHEGYI, DANSKA FILMINSTITUTET/VINCA WIEDEMANN, DELFINANSIERAT AV EUROPEISKA REGIONALA UTVECKLINGSFONDER. DISTRIBUTION SONET FILM.

MPA DOLBY DIGITAL SECRET FILM MEMFIS

# Exzentrik, weiblich

## Lady Mary Wortley Montagu

15. März 2003, 03:15, Neue Zürcher Zeitung

Im Jahre 1716 verliess Lady Wortley Montagu mit ihrem Gemahl, der zum Gesandten in Konstantinopel berufen worden war, das Heimatland der Exzentriker, um in der Türkei dem Ruf ihrer Landsleute als Sonderlinge alle Ehre zu machen. In ihren «Briefen aus dem Orient» formulierte die Engländerin manch kühnen Gedanken.

Von Ursula Pia Jauch

Leichter Hand wird man - so wie dem Schweizer das Heimweh als typische *maladie suisse* - dem Engländer als Nationalkrankheit nicht nur einen augenfälligen Hang zum Selbstmord, sondern auch zum spleen zubilligen. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass Charles Baudelaire 1862 - zumindest auf Buchtitel Ebene - einen Gedichtzyklus unter der verwegenen Überschrift «Le Spleen de Paris» im Umlauf brachte. Wer sich über «Nationalcharaktere» (wohl meist eine allerdings vornehme Vokabel für die zwischen Nationen und Völkern versteinerten Vorurteile) kundig macht, wird allerorten darüber belehrt, dass England das verbriefte Heimatland der Exzentriker ist.

### DIPLOMIERTE SONDERLINGE

Man muss nicht lange blättern, auch nicht in der deutschen Literatur. Schon der junge Immanuel Kant fühlte sich 1764 bemüsst, im forschen Plauderton seiner «Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen» den Engländer zu skizzieren, und zwar im idealtypischen Singular. Der Engländer sei ein «schlechter Nachahmer», er frage nicht nach dem Urteil der anderen und fol-

ge nur seinem eigenen Geschmack. Auch sei er standhaft und hartnäckig «bis zur Vermessenheit». Zwar findet, wer bei Kant nachschaut, die Vokabel «exzentrisch» nicht, dafür das deutsche Pendant: Der Engländer werde schnell einmal zu einem «Sonderling». Man solle darüber, so Kant freilich, mit Milde hinwegsehen, denn dieser Inselbewohner sei sonderbar nicht aus Eitelkeit, sondern weil er seinem eigenen Geschmacke «nicht leichtlich Gewalt antut». Die Kauzigkeit des Engländers ist für Kant demnach - eben mit dem Verweis auf die Gewaltfreiheit gegenüber der eigenen Person - moralisch entschuldbar.

Weniger grosszügig ist Kant hingegen bei anderen Nationalcharakteren, vorzüglich bei den Türken und überhaupt den Orientalen. Diese hätten vor allem «keinen Begriff von dem sittlich Schönen», mit welchem der Geschlechtstrieb zu verbinden sei; das finde sich einzig bei den Europäern. Der Orientale dagegen sei ein geborener Despot, und «sein Haram ist ihm eine beständige Quelle von Unruhe».

Man könne den Engländer zwar einen Kauz nennen, aber den Frauen zolle er doch immerhin «unumschränktes Ansehen», wohingegen die Frauen im Orient «jederzeit im Gefängnisse» sind und sowieso: unter ihren «barbarischen, untüchtigen und jederzeit argwöhnischen» Männern schmachten. - Kant, das muss an dieser Stelle noch hinzugesetzt werden, war niemals in England. Geschweige denn in der Türkei.

Man könnte die Kant'sche Nationalkomparatistik an dieser Stelle mit dem aufbauenden Gedanken abbrechen, dass der Mut des Philosophen, die missliche Lage des weiblichen Geschlechts anzuprangern, immerhin in dem Masse steigt, mit dem Kants Blick sich von Mitteleuropa entfernt (der kommunen Regel entsprechend, dass Vorurteilsfreiheit das Produkt von Dioptrik mal Entfernung ist). Und doch bleibt die Frage, woher Kant denn wissen will, wie es bei den Orientalen und vor allem: in einem Harem zu und her geht? Hat er Reiseberichte gelesen? Und welche? Oder kolportiert er nur - was nahe liegt - Montesquieus «Perserbriefe»? Immerhin findet sich in deren 147. Stück die opulente Schilderung eines Haremsaufstandes, und dies aus der schillernden Feder eines Autors, der - auch nie im Orient gewesen ist.

Eine aber, eine Engländerin, ist im Orient gewesen und noch dazu in den vornehmsten Serails von Adrianopel und Konstantinopel: die 1689 geborene Mary Pierrepont, verheiratete Lady Wortley Montagu. Ihr Gemahl, Lord Edward Wortley Montagu, - die Ehe war heimlich geschlossen worden - stand kurze Zeit in der Gunst König Georgs I. Der Höhepunkt der durchzogenen politischen Karriere Edward Montagus ist erreicht, als er 1716 zum englischen Gesandten in Konstantinopel berufen wird. Folglich reist das hohe Paar mit dem 1713 geborenen Söhnchen - ein zweiter Edward, der sich später zum Taugenichts entwickeln wird (was eine gnädig gestimmte Geschichte insofern kassiert, als sie ihn auch gleich zu den Exzentrikern schlägt) -, mit Hausrat, einer integralen Bibliothek und zahlreichem Hofstaat über Wien und Belgrad nach Konstantinopel.

An der ganzen Reise wäre an sich nichts auszusetzen, würde sie in «zivilisierte» Gegenden führen, möglichst schon «properly ruled by English manners». Doch die Türkei, das Land säbelrasselnder Derwische und bestialischer Sultane? Lady Rich, Gräfin Mar, Lady Thistlethwayte, sogar Alexander Pope - mit denen die belesene Siebenundzwanzigjährige befreundet ist - raten entschieden ab. Lady Montagu schlägt alle Warnungen in den Wind, starrsinnig, eigenwillig. - Aber deswegen auch schon exzentrisch? Gewiss. Was sich im Leben der Lady Montagu in der Folge ereignet, lässt sich nicht nahtlos in die Horizontlinien jener Skurrilitäten einreihen, die ein gleichsam patentiertes Anrecht auf den Ehrentitel «exzentrisch» haben. Lady Mary wird nicht, wie der chronische Alkoholiker Squire Mytton, mit einem Pferd um den häuslichen Billardtisch herumtraben (nachzulesen in der hervorragenden Nummer der Zeitschrift «du», die sich im November 1961 den englischen Exzentrikern widmete). Auch wird sie nicht, wie weiland Sir Lord Rokeby, ein Leben lang im Wasser sitzend dem Wuchs des eigenen Bartes zuschauen (nachzulesen ebenda) oder gar, wie Lady Hester Lucy Stanhope, auf einem kamelähnlichen Pferd als Königin der Juden an der Seite eines Messias in Jerusalem einreiten.

## FRÜHE LIEBHABERIN DES NONSENSE

Dennoch hat sie ein abgründtiefes Sensorium für die verschlungenen Wege der menschlichen Unvernunft, wie sie sich tagtäglich in der allergrössten Klarheit zeigen. Man feiert in ihr zwar nicht die Erfinderin des Nonsense (das tut die nämliche «du»-Nummer erst bei dem viel später geborenen Edward Lear). Doch es sei schon hier vermeldet: Lady Montagu wird bald einmal, wenn auch anonym, dem damals erfolgreichen englischen «common sense» sogar eine eigene Zeitschrift entgegenhalten. Deren Titel: «The Nonsense of Common-Sense», Unterzeile: «To be Continued as long as the Author thinks fit, and the Publick likes it». Die erste Nummer erscheint am Freitag, 16. Dezember 1737. Da muss Edward Lear, in den Annalen der gedruckten Kuriositäten späterhin als Erfinder des literarischen Nonsense gefeiert, noch 75 Jahre auf sein Erscheinen im Erdenrund warten.

Zuvor aber wird Mary Wortley Montagu mit ihren «Briefen aus dem Orient» den Europäern erst einmal tüchtig - doch immer charmant - einige durchaus eigenwillige Einschätzungen der Welt und der in ihr existierenden Tatsachen offerieren. Im Spätsommer 1716 reiste man also mit gehörigem Aufwand von London nach Dover, von da über Den Haag nach Rotterdam und dann weiter nach Köln. Von hier berichtet Lady Montagu ihrer Freundin Sara Chiswell über völkerkundliche Absonderlichkeiten, die sie in den Gotteshäusern der Kölner Katholiken die Ehre hatte vorgeführt zu erhalten. Nicht nur, dass die Pfarrer verkleidet seien wie ein «Hanswurst auf der Bartholomäusmesse», noch mehr: Es sei hier, in einem von sonst verständigen Menschen besiedelten Landstrich, üblich, ein Stück wurmstichiges Holz, ein paar vermoderte Zähne und einige schmutzigen Lappen mit Perlen und Rubinen auszustatten und anzubeten. Hohläugige Totenköpfe, dekoriert mit falschen und echten Steinen, wohin man auch schaue. «Ich war, ich gestehe es, gottlos genug, St. Ursulas Perlenhalsband zu begehren.» Es wäre doch wohl vernünftiger, teilt die pragmatische Dame ihrer Briefpartnerin mit, einen silbernen Christophorus aus der Kirche zu befreien und in ein anständiges Tafelservice umzugießen. Im Übrigen trägt sie ihre «frommen» Gedanken ohne Arg und im Ton der Satire vor, und also zweifelt Lady Montagu keinen Moment daran, dass diese Briefe schnell - nicht nur - in London zirkulieren.

Ausfällig, will heissen: aus der konzentrischen Mitte des Kommunen «herausfallen», werden noch etliche andere (eigentlich die meisten der in den «Reisebriefen» publizierten) Urteile der - um Kant zu zitieren: allerdings bis zur Vermessenheit - kecken Engländerin: In Regensburg entscheide die Anzahl «ordnungsgemässer» Streitereien über das Fortkommen der Gesandten, in Wien trinke man 18 Sorten Wein allein zur Mittagsmahlzeit, die Coiffüren der Damen gehen in keine Tonne hinein, «ihre Reifröcke bedecken einige Morgen Landes», die Reliquien können hier sogar sprechen, noch lieber aber lausche man dem

abscheulichen Getöse von Krummhörnern. In Dresden gehören ein feines Lispeln und ein mässig dezentes Hüpfen zur guten Lebensart. Alle deutschen Fürsten halten sich, statt Hunden oder Pferden, kleine Lieblingszwerge, die sie mit Diamanten bestecken und, dies der neueste Schrei, dann zu Staatsministern machen.

Das alles ist vorgetragen im zauberhaft leichten Stil einer lose geknüpften Perlenschnur: Leichte Skurrilitäten finden sich neben mittleren Absonderlichkeiten, dazu ein paar grossformatige Ketzereien gegen die Volksmeinung (nicht nur in Religionsdingen). Aber: Wer wollte hier Religionskritik, gar Zweifel an den politischen Verhältnissen Europas wittern? Auch dass Mary Wortley Montagu die von den österreichischen Truppen hinterlassenen Schlachtfelder als «bestialisch», den orientalischen Harem hingen als eine listige Form weiblicher Selbstinszenierung sehen kann, bucht das Publikum der «Reisebriefe» geduldig auf die eben doch sehr «eigenständige» Meinung der Engländerin ab. Am 1. April 1717 wirft Lady Montagu in Adrianopel das Korsett - ihre türkischen Freundinnen halten das Gerät für eine bösertige europäische «Maschine» in Form eines Ganzkörpergefängnisses - von sich. Fortan kleidet sie sich türkisch, in fließende Gewänder, auch das reichlich exzentrisch, aber elegant.

#### TÜRKISCHE IMPFSITTEN

Unter die Skurrilitäten der gefährlichen Natur rechnete man in London freilich den Umstand, dass Lady Montagu auch noch die türkischen Impfsitten übernahm. Im Herbst 1717 liess sie ihren eigenen Sohn - wie es in der Türkei Brauch war - mit etwas Pockeneiter «inokulieren». Edward Montagu II. überlebte die Impfung nicht nur, sondern erkrankte zeitlebens ebenso wenig an Pocken wie seine später ebenfalls geimpfte Schwester. Dennoch wird es noch ein halbes Jahrhundert brauchen, bis auch die soliden Festlandeuropäer die Pockenimpfung nicht mehr unter die Exzentrizitäten einer englischen Lady rechnen werden. Lady Montagu freilich wird - sie stirbt 1762 in London - die Welt noch mit anderen «Absonderlichkeiten» unterhalten. Etwa mit der Idee, man könnte auch Frauen zu den Hochschulen zulassen.





Claudia Larcher  
vom Scheitel bis zur Sohle



Claudia Larcher  
vom Scheitel bis zur Sohle



Claudia Larcher  
vom Scheitel bis zur Sohle



# Demokratie zu verschenken

Es herrscht der Wille, nicht das Gesetz:  
Beobachtungen zum Wandel des Imperialismus, von Judith Butler

Die Bush-Regierung beansprucht für sich derzeit anscheinend eine neue Art von herrschaftlichem Privileg. Dies zwingt jede Kritik am heutigen US-amerikanischen Imperialismus, seine Begriffe neu zu überdenken und seine Analysen nachzubessern. Auf der einen Seite erklärt die Regierung, sie warte ab, ob die UN-Inspektoren Massenvernichtungswaffen entdecken. Auf der anderen Seite erklärt sie, dass sie keineswegs warte, dass "die Zeit abläuft" und dass sie aus genau dem Grund zur Tat schreiten will, dass man dem Irak nicht vertrauen könne, dass er die Informationen aufdecken wird, nach denen die UN-Inspektoren suchen. Das heißt, ob nun Waffen gefunden werden oder nicht, halten sich die USA für berechtigt, von sich aus (unilateral) Krieg zu erklären.

Welche Bedeutung haben die UN dabei für die USA? Einerseits drängen die USA die UN, die Waffenarsenale im Irak strenger zu kontrollieren, um so die nötigen Beweise für ihre Überzeugung zu finden, dass der Irak solche Waffen besitzt und somit eine Bedrohung für den Weltfrieden darstellt. Andererseits machen die USA klar, dass sie Krieg erklären wollen, ganz gleich, ob der Sicherheitsrat einen solchen Krieg für legitim erklären wird oder nicht.

Die UN sind also eine Art Mittel, mit dessen Hilfe die USA Beweise finden und präsentieren wollen; aber die USA fühlen sich selbst nicht an die Vorgaben der UN gebunden. Auf diese Weise stellen die USA ihr eigenes Recht als Souverän über das internationale Recht und über internationale Abkommen, genau wie sie sich bereits bei der Be-

handlung der Gefangenen von Guantanamo Bay über die Genfer Konvention hinweggesetzt haben; diese Gefangenen haben immer noch nicht von ihrem Recht auf einen Anwalt und Rechtshilfe Gebrauch machen können und leben unter unmenschlichen Bedingungen, wie Menschenrechtsorganisationen - unter anderem das Rote Kreuz und Human Rights Watch - kritisieren. Auch als die USA zu Beginn von Bushs Regierungszeit vom Anti-Raketenabwehrvertrag zurückgetreten sind, zeigten sie ihre Bereitschaft, nicht nur auf ihrer eigenen Souveränität, sondern auch auf ihrem Recht zu bestehen, internationalen Abkommen zuwider zu handeln.

Statt sich an Regeln oder Abkommen zu halten, folgt die Bush-Regierung ihrem eigenen Willen, als ob die Herrschaft des Willens ein übergeordnetes Prinzip sei. Dagegen mag man einwenden, dass das überhaupt keine Form souveräner Herrschaft ist, dass nämlich wahre Souveränität Selbstbestimmung nach Maßgabe der Vernunft verlangt; aber wichtiger ist es zu sehen, dass "Souveränität" in den letzten Jahren in den USA in ein neues diskursives Feld eingetreten ist. Souveränität bedeutet jetzt, dass die USA ungeachtet aller Vernunft und aller Abkommen handeln können und werden, beziehungsweise dass Vernunft und Abkommen instrumentalisiert werden, um bestimmte Handlungen zu legitimieren. Es bedeutet auch, dass die Souveränität der USA an erster Stelle steht und dass die Souveränität anderer Staaten nicht dasselbe für sich reklamieren darf.

Hier, an genau dieser Stelle, zeigt sich Souveränität als ein Konzept, das in den Dienst des Imperialismus getreten ist. Die USA bestehen auf ihrem imperialen Recht zu entscheiden, wann und wo ein Regime wechseln soll, ihr Recht, diesen Wechsel herbeizuführen, und ihr Recht, dies im Namen einer "Demokratie" zu tun, die sie allein definieren. Das Konzept "Demokratie" bezieht sich nicht länger auf freie Wahlen oder auf das Recht zur politischen Partizipation derer, die von dem jeweiligen Regime regiert werden. Vielmehr wird ein Regime von außen eingesetzt, und die schlichte Tatsache, dass es von den USA eingesetzt wird, wird zum Zeichen dafür, dass es "demokratisch" ist. So, wie die USA ihre gesetzesfreie Herrschaft ausüben, taucht Selbstbestimmung als Voraussetzung für eine Demokratie in Ländern wie Afghanistan oder jetzt auch Irak nicht mehr auf.

In diesem Sinn wird die Beschwörung "souveränen Handelns" in den USA gleichbedeutend mit "unilateralem Handeln" - unter Missachtung internationaler Verfahren und Vereinbarungen. Diese Beschwörung der Souveränität der USA verkörpert den neuen diskursiven Modus, durch den die USA ihr imperiales Recht durchsetzen: Imperialismus vollzieht sich heute durch ein Verbiegen der Begriffe "Souveränität" und "Demokratie", so dass die Aufhebung der Souveränität des Irak und die undemokratische Einrichtung eines USA-freundlichen Regimes wie selbstverständlich als ein Triumph der Demokratie selbst durchgehen.

In Europa werde ich oft gefragt, ob es derzeit eine ernst zu nehmende Friedensbewegung in den USA gibt und wo insbesondere die amerikanischen Intellektuellen bleiben. Es gibt eine große und wachsende Friedensbewegung, und am 18. Januar ist fast eine halbe Million Menschen auf die Straße gegangen. Will man verstehen, warum die Europäer so wenig über wichtige Friedensinitiativen wie Moveon, A.N.S.W.E.R. und Not in our Name hören, muss man sich fragen, welche Stimmen die Medien übertragen und welche sie schweigend übergehen. Die Frage ist also nicht: Wo gibt es solche Stimmen? Sondern: Welche Stimmen haben Zugang zu den Medien und können sich Gehör verschaffen?

Reporter der Mainstream-Presse verstehen sich oft als "Fußvolk" in einem unscharf definierten Krieg gegen den Terrorismus, in dem die Grenze zwischen unterschiedlichen praktizierenden Muslimen dieser Welt und islamischen Extremisten verwischt werden. Laut jüngsten Internetumfragen von ABC und CNN meinen 80 Prozent der Befragten, dass die USA eine größere Gefahr für den Weltfrieden darstellen als der Irak oder Nordkorea. Solche Umfragen bekommen wenig Presse. Die Zahl derer, die in San Francisco und Washington gegen den Krieg demonstrieren, wird in der Mainstream-Berichterstattung regelmäßig heruntergespielt. Stimmen gegen den Krieg werden als hysterisch oder als Reste einer "anachronistischen Linken" diffamiert, und wer sich gegen die bevorstehenden Kriege ausspricht, macht sich zur Zielscheibe spöttischer oder verächtlicher Bemerkungen - wenn man überhaupt gehört wird.

Judith Butler ist Professorin für Rhetorik und vergleichende Literaturwissenschaften an der University of California, Berkeley. In deutscher Übersetzung erschien von ihr zuletzt "Psyche der Macht", Suhrkamp 2001. - Aus dem Amerikanischen von Hilal Sezgin.

Aber die Zahl nimmt zu, und sie umfasst ein breites Spektrum: sektiererische Gruppen der alten Linken, Gruppen der neuen Linken, darunter Umweltaktivisten, Antikapitalisten, Feministinnen, Schwule und Lesben, Antirassisten, progressive Juden, religionsübergreifende Vereine, Fußballmütter und Grundschulklassen. Kürzlich haben wir in den USA den Martin Luther King-Tag gefeiert, und im ganzen Land wurden die Kinder gebeten aufzuschreiben, was sie sich für ihr Land wünschten; und mit überwältigender Mehrheit schrieben sie: "Frieden".

# Extracts from Gender as Performance:

An Interview with Judith Butler  
Interview by Peter Osborne and Lynne Segal, London, 1993.

RP: We'd like to begin by asking you where you place your work within the increasingly diverse field of gender studies. Most people associate your recent writings with what has become known as "queer theory". But the emergence of gay and lesbian studies as a discrete disciplinary phenomenon has problematised the relationship of some of this work to feminism. Do you see yourself primarily as a feminist or as a queer theorist, or do you refuse the choice?

Butler: I would say that I'm a feminist theorist before I'm a queer theorist or a gay and lesbian theorist. My commitments to feminism are probably my primary commitments. Gender Trouble was a critique of compulsory heterosexuality within feminism, and it was feminists that were my intended audience. At the time I wrote the text there was no gay and lesbian studies, as I understood it. When the book came out, the Second Annual Conference of Lesbian and Gay Studies was taking place in the USA, and it got taken up in a way that I could never have anticipated. I remember sitting next to someone at a dinner party, and he said that he was working on queer theory. And I said: What's queer theory? He looked at me like I was crazy, because he evidently thought that I was a part of this thing called queer theory. But all I knew was that Teresa de Lauretis had published an issue of the journal Differences called "Queer Theory". I thought it was something she had put together. It certainly never occurred to me that I was a part of queer theory.

I have some problems here, because I think there's some anti-feminism in queer theory. Also, insofar as some people in queer theory want to claim that the analysis of sexuality can be radically separated from the analysis of gender, I'm very much opposed to them. The new Gay and Lesbian Reader that Routledge have just published begins with a set of articles that make that claim. I think that separation is a big mistake. Catharine MacKinnon's work sets up such a reductive causal relationship between sexuality and gender that she came to stand for an extreme version of feminism that had to be combatted. But it seems to me that to combat it through a queer theory that dissociates itself from feminism altogether is a massive mistake.

RP: Could you say something more about the sex-gender distinction? Do you reject it or do you just reject a particular interpretation of it? Your position on this seems to have shifted recently.

Butler: One of the interpretations that has been made of Gender Trouble is that there is no sex, there is only gender, and gender is performative. People then go on to think that if gender is performative it must be radically free. And it has seemed to many that the materiality of the body is vacated or ignored or negated here - disavowed, even. (There's a symptomatic reading of this as somatophobia. It's interesting to have one's text pathologised.) So what became important to me in writing Bodies that Matter was to go back to the category of sex, and to the problem of materiality, and to ask how it is that sex itself

might be construed as a norm. Now, I take it that's a pre-supposition of Lacanian psychoanalysis - that sex is a norm. But I didn't want to remain restricted within the Lacanian purview. I wanted to work out how a norm actually materialises a body, how we might understand the materiality of the body to be not only invested with a norm, but in some sense animated by a norm, or contoured by a norm. So I have shifted. I think that I overrode the category of sex too quickly in *Gender Trouble*. I try to reconsider it in *Bodies That Matter*, and to emphasise the place of constraint in the very production of sex.

RP: A lot of people like *Gender Trouble* because they liked the idea of gender as a kind of improvisational theatre, a space where different identities can be more or less freely adopted and explored at will. They wanted to get on with the work of enacting gender, in order to undermine its dominant forms. However, at the beginning of *Bodies That Matter* you say that, of course, one doesn't just voluntarily construct or deconstruct identities. It's unclear to us to what extent you want to hold onto the possibilities opened up in *Gender Trouble* of being able to use transgressive performances such as drag to help decentre or destabilise gender categories, and to what extent you have become sceptical about this.

Butler: The problem with drag is that I offered it as an example of performativity, but it has been taken up as the paradigm for performativity. One ought always to be wary of one's examples. What's interesting is that this voluntarist interpretation, this desire for a kind of radical theatrical remaking of the body, is obviously out there in the public sphere. There's a desire for a fully phantasmatic transfiguration of the body. But no, I don't think that drag is a paradigm for the subversion of gender. I don't think that if we were all more dragged out gender life would become more expansive and less restrictive. There are restrictions in drag. In fact, I argued toward the end of the book that drag has its own melancholia.

It is important to understand performativity - which is distinct from performance - through the more limited notion of resignification. I'm still thinking about subversive repetition, which is a category in *Gender Trouble*, but in the place of something like parody I would now emphasise the complex ways in which resignification works in political discourse. I suspect there's going to be a less celebratory, and less popular, response to my new book. But I wanted to write against my popular image. I set out to make myself less popular, because I felt that the popularisation of *Gender Trouble* - even though it was interesting culturally to see what it tapped into, to see what was out there, longing to be tapped into - ended up being a terrible misrepresentation of what I wanted to say!

[...]It is important to distinguish performance from performativity: the former presumes a subject, but the latter contests the very notion of the subject. The place where I

try to clarify this is toward the beginning of my essay "Critically Queer", in *Bodies that Matter*, I begin with the Foucauldian premise that power works in part through discourse and it works in part to produce and destabilise subjects. But then, when one starts to think carefully about how discourse might be said to produce a subject, it's clear that one's already talking about a certain figure or trope of production. It is at this point that it's useful to turn to the notion of performativity, and performative speech acts in particular - understood as those speech acts that bring into being that which they name. This is the moment in which discourse becomes productive in a fairly specific way. So what I'm trying to do is think about the performativity as that aspect of discourse that has the capacity to produce what it names. Then I take a further step, through the Derridean rewriting of Austin, and suggest that this production actually always happens through a certain kind of repetition and recitation. So if you want the ontology of this, I guess performativity is the vehicle through which ontological effects are established. Performativity is the discursive mode by which ontological effects are installed. Something like that.

[. . .] [Butler is then asked about the way in which she apparently ignores biological constraints on bodies, most obviously the fact that male bodies can't produce children whilst female bodies can]. Yes, there will be that exasperated response [to what I do there], but there is a good tactical reason to reproduce it. Take your example of impregnation. Somebody might well say: isn't it the case that certain bodies go to the gynaecologist for certain kinds of examination and certain bodies do not? And I would obviously affirm that. But the real question here is: to what extent does a body get defined by its capacity for pregnancy? Why is it pregnancy by which that body gets defined? One might say it's because somebody is of a given sex that they go to the gynaecologist to get an examination that establishes the possibility of pregnancy, or one might say that going to the gynaecologist is the very production of "sex" - but it is still the question of pregnancy that is centering that whole institutional practice here.

Now, it seems to me that, although women's bodies generally speaking are understood as capable of impregnation, the fact of the matter is that there are female infants and children who cannot be impregnated, there are older women who cannot be impregnated, there are women of all ages who cannot be impregnated, and even if they could ideally, that is not necessarily the salient feature of their bodies or even of their being women. What the question does is try to make the problematic of reproduction central to the sexing of the body. But I am not sure that is, or ought to be, what is absolutely salient or primary in the sexing of the body. If it is, I think it's the imposition of a norm, not a neutral description of biological constraints.

I do not deny certain kinds of biological differences. But I always ask under what conditions, under what discursive

and institutional conditions, do certain biological differences - and they're not necessary ones, given the anomalous state of bodies in the world - become the salient characteristics of sex. In that sense I'm still in sympathy with the critique of "sex" as a political category offered by Monique Wittig. I still very much believe in the critique of the category of sex and the ways in which it's been constrained by a tacit institution of compulsory reproduction.

It's a practical problem. If you are in your late twenties or your early thirties and you can't get pregnant for biological reasons, or maybe you don't want to, for social reasons - whatever it is - you are struggling with a norm that is regulating your sex. It takes a pretty vigorous (and politically informed) community around you to alleviate the possible sense of failure, or loss, or impoverishment, or inadequacy - a collective struggle to rethink a dominant norm. Why shouldn't it be that a woman who wants to have some part in child-rearing, but doesn't want to have a part in child-bearing, or who wants to have nothing to do with either, can inhabit her gender without an implicit sense of failure or inadequacy? When people ask the question "Aren't these biological differences?", they're not really asking a question about the materiality of the body. They're actually asking whether or not the social institution of reproduction is the most salient one for thinking about gender. In that sense, there is a discursive enforcement of a norm.

[. . .] It's not just the norm of heterosexuality that is tenuous. It's all sexual norms. I think that every sexual position is fundamentally comic. If you say "I can only desire X", what you've immediately done, in rendering desire exclusively, is created a whole set of positions which are unthinkable from the standpoint of your identity. Now, I take it that one of the essential aspects of comedy emerges when you end up actually occupying a position that you have just announced to be unthinkable. That is funny. There's a terrible self-subversion in it.

When they were debating gays in the military on television in the United States a senator got up and laughed, and he said, "I must say, I know very little about homosexuality. I think I know less about homosexuality than about anything else in the world." And it was a big announcement of his ignorance of homosexuality. Then he immediately launched into a homophobic diatribe which suggested that he thinks that homosexuals only have sex in public bathrooms, that they are all skinny, that they're all male, etc, etc. So what he actually has is a very aggressive and fairly obsessive relationship to the homosexuality that of course he knows nothing about. At that moment you realise that this person who claims to have nothing to do with homosexuality is in fact utterly preoccupied by it.

I do not think that these exclusions are indifferent. Some would disagree with me on this and say: "Look, some people are just indifferent. A heterosexual can have an indifferent relationship to homosexuality. It doesn't really mat-

ter what other people do. I haven't thought about it much, it neither turns me on nor turns me off. I'm just sexually neutral in that regard." I don't believe that. I think that crafting a sexual position, or reciting a sexual position, always involves becoming haunted by what's excluded. And the more rigid the position, the greater the ghost, and the more threatening it is in some way. I don't know if that's a Foucauldian point. It's probably a psychoanalytical point, but that's not finally important to me.

RP: Would it apply to homosexuals' relationship to heterosexuality?

Butler: Yes, absolutely.

RP: Although presumably not in the same way...

Butler: Yes, there's a different problem here, and it's a tricky one. When the woman in the audience at my talk said "I survived lesbian feminism and still desire women", I thought that was a really great line, because one of the problems has been the normative requirement that has emerged within some lesbian-feminist communities to come up with a radically specific lesbian sexuality. (Of course, not all lesbian feminism said this, but a strain of it did.)

[. . .] Lesbians make themselves into a more frail political community by insisting on the radical irreducibility of their desire. I don't think any of us have irreducibly distinct desires.

[. . .] The heterosexual matrix [in *Gender Trouble*] became a kind of totalising symbolic, and that's why I changed the term in *Bodies That Matter* to heterosexual hegemony. This opens the possibility that this is a matrix which is open to rearticulation, which has a kind of malleability. So I don't actually use the term heterosexual matrix in *Bodies That Matter*.

[. . .] There's a very specific notion of gender involved in compulsory heterosexuality: a certain view of gender coherence whereby what a person feels, how a person acts, and how a person expresses herself sexually is the articulation and consummation of a gender. It's a particular causality and identity that gets established as gender coherence which is linked to compulsory heterosexuality. It's not any gender, or all gender, it's that specific kind of coherent gender.

[. . .] One of the problems with homosexuality is that it does represent psychosis to some people. Many people feel that who they are as egos in the world, whatever imaginary centres they have, would be radically dissolved were they to engage in homosexual relations. They would rather die than engage in homosexual relations. For these people homosexuality represents the prospect of the psychotic dissolution of the subject. How are we to distinguish that

phobic abjection of homosexuality from what Žižek calls the real - where the real is that which stands outside the symbolic pact and which threatens the subject within the symbolic pact with psychosis?

[. . .] RP: Perhaps we could move on to the politics of queer theory, and in particular to the ideas of subversive repetition and transgressive reinscription, which we touched on earlier when we asked you about drag. Alan Sinfield has suggested that the problem with supposedly subversive representations of gender is that they're always recuperable. The dominant can always find a way of dismissing them and reaffirming itself. On the other hand, Jonathan Dollimore has argued that they're not always recuperable, but that any queer reading or subversive performance, any challenge to dominant representations of gender, can only be sustained as such collectively. It's only within critical subcultures that transgressive reinscriptions are going to make a difference. How do you respond to these views on the limits of a queer politics of representation?

Butler: I think that Sinfield is right to say that any attempt at subversion is potentially recuperable. There is no way to safeguard against that. You can't plan or calculate subversion. In fact, I would say that subversion is precisely an incalculable effect. That's what makes it subversive. As for the question of how a certain challenge becomes legible, and whether a rendering requires a certain collectivity, that seems right too. But I also think that subversive practices have to overwhelm the capacity to read, challenge conventions of reading, and demand new possibilities of reading.

For instance, when Act Up (the lesbian and gay activist group) first started performing Die-ins on the streets of New York, it was extremely dramatic. There had been street theatre, a tradition of demonstrations, and the tradition from the civil disobedience side of the civil rights movement of going limp and making policemen take you away: playing dead. Those precedents or conventions were taken up in the Die-in, where people "die" all at once. They went down on the street, all at once, and white lines were drawn around the bodies, as if they were police lines, marking the place of the dead. It was a shocking symbolisation. It was legible insofar as it was drawing on conventions that had been produced within previous protest cultures, but it was a renovation. It was a new adumbration of a certain kind of civil disobedience. And it was extremely graphic. It made people stop and have to read what was happening.

There was confusion. People didn't know at first, why these people were playing dead. Were they actually dying, were they actually people with AIDS? Maybe they were, maybe they weren't. Maybe they were HIV positive, maybe they weren't. There were no ready answers to those questions. The act posed a set of questions without giving you the tools to read off the answers. What I worry about are those acts that are more immediately legible. Those are the ones that I think are most readily recuperable. But the

ones that challenge our practices of reading, that make us uncertain about how to read, or make us think that we have to renegotiate the way in which we read public signs, these seem really important to me.

[. . .] Some people would say that we need a ground from which to act. We need a shared collective ground for collective action. I think we need to pursue the moments of degrounding, when we're standing in two different places at once; or we don't know exactly where we're standing; or when we've produced an aesthetic practice that shakes the ground. That's where resistance to recuperation happens. It's like a breaking through to a new set of paradigms.

RP: What are the relations of this kind of symbolic politics to more traditional kinds of political practice? Presumably, its function is in some way tied to the role of mass media in the political systems of advanced capitalist societies, where representations play a role they don't necessarily have elsewhere.

Butler: Yes, I agree.

RP: Yet at the same time, it is a crucial part of this role that the domain of representation often remains completely cut off from effective political action. One might argue that the reason a politics of representation is so recuperable is precisely because it remains within the domain of representation - that it is only an adjunct to the business of transforming the relationship of society to the state, establishing new institutions, or changing the law. How would you respond to that?

Butler: First of all, I oppose the notion that the media is monolithic. It's neither monolithic nor does it act only and always to domesticate. Sometimes it ends up producing images that it has no control over. This kind of unpredictable effect can emerge right out of the centre of a conservative media without an awareness that it is happening. There are ways of exploiting the dominant media. The politics of aesthetic representation has an extremely important place. But it is not the same as struggling to change the law, or developing strong links with political officials, or amassing major lobbies, or the kinds of things needed by the grassroots movement to overturn anti-sodomy restrictions, for example.

I used to be part of a guerrilla theatre group called LIPS - it stood for nothing, which I loved - and now I'm contemplating joining the board of the International Gay and Lesbian Human Rights Commission. There is nothing to stop me from doing one rather than the other. For me, it does not have to be a choice. Other people are particularly adept working in the health care fields, doing AIDS activism - which includes sitting on the boards of major chemical corporations - doing lobbying work, phoning, or being on the street. The Foucauldian in me says there is

no one site from which to struggle effectively. There have to be many, and they don't need to be reconciled with one another.

[. . .] RP: We'd like to end by asking you how you see the future of feminism.

Butler: Catharine MacKinnon has become so powerful as the public spokesperson for feminism, internationally, that I think that feminism is going to have to start producing some powerful alternatives to what she's saying and doing - ones that can acknowledge her intellectual strength and not demonise her, because I do think there's an anti-feminist animus against her, which one should be careful not to encourage. Certainly, the paradigm of victimisation, the over-emphasis on pornography, the cultural insensitivity and the universalisation of "rights" - all of that has to be countered by strong feminist positions.

What's needed is a dynamic and more diffuse conception of power, one which is committed to the difficulty of cultural translation as well as the need to rearticulate "universality" in non-imperialist directions. This is difficult work and it's no longer viable to seek recourse to simple and paralyzing models of structural oppression. But even her, in opposing a dominant conception of power in feminism, I am still "in" or "of" feminism. And it's this paradox that has to be worked, for there can be no pure opposition to power, only a recrafting of its terms from resources invariably impure.

Full version originally published in Radical Philosophy 67 (summer 1994). © Radical Philosophy Ltd, 1994. These extracts are reprinted here with the kind permission of Radical Philosophy Ltd.

You can subscribe to Radical Philosophy and find other information about the journal by visiting the Radical Philosophy website.

Extracts of this interview are reproduced here for personal study purposes only. The extracts are necessarily short due to copyright regulations. Grateful acknowledgment is made to Radical Philosophy. In return, it would be excellent if you could get your local library, and/or philosophy, sociology and other departments to subscribe to Radical Philosophy.

Interview by Peter Osborne and Lynne Segal, London, 1993. © Radical Philosophy Ltd, 1994.

# Wenn Hühner so klug sind,

# warum essen sie dann nicht uns?

Andrea Naica-Loebell 08.02.2003



## Tierschützer gegen Kentucky Fried Cruelty

Zinger heißt in den Hühnerbratereien der Kette Kentucky Fried Chicken eine Art Hamburger, der aus scharf gewürztem Hähnchenbrustfilet, Dressing, Salatblatt und einem labbrigen Weizenbrötchen besteht. Das ist sozusagen das Begräbnis, das einem kurzen Hühnerlebens folgt und nur dem Zwecke dient, zuletzt verspeist zu werden. Zubereitet wird das Huhn unter Druck in einer Fritteuse nach einem Geheimrezept mit elf Kräutern und Gewürzen. Was die einen lecker finden, lässt den Tierschützern die Haare zu Berge stehen. Jetzt protestieren sie in den USA öffentlich gegen KFC.

Die Organisation PETA führt seit Jahren erfolgreiche Kampagnen gegen Tierquälerei durch. Firmen öffentlich an den Pranger zu stellen, ist ein Mittel, das sie erst nach Jahren der Verhandlungen einsetzen. Aber KFC ließ nach Meinung der Tierfreunde nicht mit sich reden und in Variation des eigenen Logos der Hühnchengriller lautet nun das Motto:



Kentucky Fried Cruelty. We do chicken wrong



(sinngemäß auf Deutsch: Kentucky gebratene Grausamkeit. Wir misshandeln Hühner). Es wird auf Plakaten, Aufklebern und Flugblättern unter die Leute gebracht, um KFC unter Druck zu setzen.

PETA ist nicht nur dafür weltbekannt, dass sie immer wieder Prominente dazu bringen, sich für Anti-Pelzkampagnen entkleidet ablichten zu lassen. Vor rund zwei Jahren war es den engagierten Kämpfern für die Rechte der Tiere nach einer fast einjährigen Kampagne gelungen, den Konzern McDonald's zu entscheidenden Zugeständnissen zu zwingen (vgl. McCruelty). Die Zulieferer der Hamburgerkette in den USA müssen nun Mindeststandards bei der Tierhaltung und Schlachtung nachweisen. Ähnlich erging es Burger King (vgl. Murderking) und Wendy's (vgl. Wicked Wendy's).





Der Tierschutz ist eine mächtige Lobby und immer wieder in erstaunlichem Ausmaß zur Mobilisierung fähig. Dabei würde es sich auch lohnen, gegen die Arbeitsbedingungen der menschlichen Angestellten von Kentucky Fried Chicken und der anderen Fastfood-Ketten zu protestieren, die meistens von ihrem Lohn noch nicht existieren können, sondern auf Zweitjobs angewiesen sind. Die amerikanische Journalistin Barbara Ehrenreich hat in ihrem letzten Buch "Arbeit poor" eindrücklich auf diese Misere aufmerksam gemacht (vgl. Die Kehrseite des amerikanischen Jobwunders). Und gegen die Sweatshop-Arbeitsbedingungen bei den Zulieferern der Taco Bell-Kette, die auch zu YUM!Brands gehört, machen Landarbeiter seit Jahren mobil und rufen zum Boykott auf (vgl. Tomatenpflücker gegen Taco Bell).

Menschliche Schicksale und Existenzbedingungen scheint nur leider viel weniger Leute zu interessieren und zu Protest zu motivieren. Die Landarbeiter konnten jedenfalls ihre Kampagne noch nicht erfolgreich abschließen, sie planen jetzt sogar einen öffentlichen Hungerstreik vor der Taco Bell-Zentrale.





# Zum Ausdrucken, zum Be- mahlen und zum Vergessen

Das Kabinett der Bundesregierung. Österreich 2003-2006

Stand 1. Juni 2003!

Dr. Wolfgang SCHÜSSEL  
Bundeskanzler

Mag. Herbert HAUPT  
Vizekanzler und Bundesminister für soziale Sicherheit und  
Generationen

Dr. Benita FERRERO-WALDNER  
Bundesministerin für auswärtige Angelegenheiten

Elisabeth GEHRER  
Bundesministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Mag. Karl-Heinz GRASSER  
Bundesminister für Finanzen

Dr. Ernst STRASSER  
Bundesminister für Inneres

Dr. Dieter BÖHMDORFER  
Bundesminister für Justiz

Günther Platter  
Bundesminister für Landesverteidigung

DI Josef Pröll  
Bundesminister für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und  
Wasserwirtschaft

Hubert Gorbach  
Bundesminister für Verkehr, Innovation und Technologie

Dr. Martin BARTENSTEIN  
Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit

Maria Rauch-Kallat  
Bundesministerin für Gesundheit und Frauen

Franz Morak  
Staatssekretär im Bundeskanzleramt

Mag. Karl SCHWEITZER  
Staatssekretär im Bundeskanzleramt

Ursula Haubner  
Staatssekretärin im Bundesministerium für soziale Sicher-  
heit und Generationen

Dr. Alfred Finz  
Staatssekretär im Bundesministerium für Finanzen

Mag. Helmut KUKACKA  
Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Innova-  
tion und Technologie

Dr. Reinhart WANECK  
Staatssekretär im Bundesministerium für Gesundheit und  
Frauen

# Von links nach rechts

Dr. Wolfgang SCHÜSSEL . Bundeskanzler, Mag. Herbert HAUPT . Vizekanzler und Bundesminister für soziale Sicherheit und Generationen, Dr. Benita FER-RERO-WALDNER . Bundesministerin für auswärtige Angelegenheiten, Elisabeth GEHRER . Bundesministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Mag. Karl-Heinz GRASSER . Bundesminister für Finanzen, Dr. Ernst STRASSER . Bundesminister für Inneres, Dr. Dieter BÖHMDORFER . Bundesminister für Ju-stiz, Günther Platter . Bundesminister für Landesverteidigung, DI Josef Pröll . Bundesminister für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft . Hub-ert Gorbach . Bundesminister für Verkehr, Innovation und Technologie, Dr. Martin BARTENSTEIN . Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit, Maria Rauch-Kallat . Bundesministerin für Gesundheit und Frauen, Franz Morak . Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Mag. Karl SCHWEITZER . Staatssekretär im Bundes-kanzleramt , Ursula Haubner . Staatssekretärin im Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen, Dr. Alfred Finz . Staatssekretär im Bundesministe-rium für Finanzen, Mag. Helmut KUKACKA . Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie, Dr. Reinhart WANECK . Staats- sekretär im Bundesministerium für Gesundheit und Frauen.





Maria Rauch-Kallat Bundesministerin für Gesundheit und Frauen genannt DIE ZANGE  
Noch Fragen?

# Das "Einmaleins der Einmaligkeit":

von Sonja Ziesel

Erkläre mir: warum ist alles nur einmal?

Wir werden einmal geborgen.  
Wir sind einmal jung.  
Wir wollen einmal etwas aus uns machen.  
Wir wollen einmal genug Geld haben,  
wir wollen einmal eine tolle Reise machen,  
wir wollen es uns einmal so richtig gut gehen lassen.

Und wir möchten einmal unser Leben mit jemand teilen...

Doch bedenke:

Jeder Tag ist nur einmal.  
Er kehrt nicht wieder. Und kein  
Moment gleicht dem anderen.

Jeden neuen Morgen wachen wir auf und haben einen  
neuen Gedanken.

Wir begeben uns an einen Ort wo wir schon einmal waren -  
aber wir empfinden diesen Ort anders als damals.

Was immer wir unternehmen - es wiederholt sich nicht.  
Möglich, dass wir jeden Tag unsere Gewohnheiten pflegen  
- aber immer empfinden wir sie ein wenig anders.

Kein Atemzug leicht dem letzten absolut.

Wenn wir mit einem Menschen zusammen sind  
- auch wenn wir es oft sind  
- vielleicht sogar jeden Tag  
- immer unterscheidet sich der eine Tag vom  
vorhergehenden.

Selbst wenn wir jemand schon über Jahre kennen.

Die Sekunde die soeben war  
- sie kehrt nicht wieder.  
Wir haben sie soeben ausgehaucht.

Wir werden einmal alt.  
Und wir leben auch nur einmal.

Und all das was wir erleben  
- jeden Tag auf's neue:  
es wiederholt sich nicht.  
Es ist einzig.

Es ist die Zeit die alles so einmalig macht.

Sie hat einen bitteren Beigeschmack  
- diese Einmaligkeit  
- aber sie hat auch etwas göttliches, überirdisches - weil:  
es gibt uns nur einmal in dieser für  
uns einmaligen Zeit.



*poseable arms and gliding action*